

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1915. * Nr. 51

Heimat.

Stizze aus der Gegenwart von A. Stahn. (Nachdruck verb.)
Auf den Waldwegen und in den Kuranlagen, die das altberühmte Badestädtchen Wildbad umgeben, promenierten, wie alljährlich, die Badegäste, die hier Gesundheit und Heilung von so manchen körperlichen Beschwerden und Leiden erhofften. Doch das Bild war dieses Jahr ein anderes als sonst: Es war ein neuer Farbdenton hinzutreten: das Feldgrau, so unscheinbar und unauffällig es war, machte sich doch überall bemerkbar, gab dem Ganzen sein Gepräge. Das waren die Verwundeten und Kranken des sieghaften russischen Feldheeres, die hier nach harten Kämpfen und Leiden in den Feldstellungen und Schützengräben die nötige Auffrischung ihrer angegriffenen Gesundheit suchten, Ausheilung ihrer Wunden, Ruhe und Erholung.

Den Baderäumen aber, welchen das Leben und Treiben in den Kuranlagen geräuschvoll war, bot die Gelegenheit einsamen, ungestörten Spaziergängen in den sehr ausgedehnten Waldungen, die die Stadt umziehen, mit angelegenen Wegen, verdeckten Abstellplätzen, die zu behaglichem Hin- und Herkommen einladen.

Zu diesen Orten schien sich eine Dame zu gehören, die in den letzten Tagen des August in dem alten, durch die Sage von Graf Eberhard geweihten Bade eingetroffen war und in einem der ersten Hotels Wohnung genommen hatte. In der Kurliste wurde sie als Frau von Zellberg aufgeführt. Diesem Namen, war zunächst auch alles, was die neugierige Welt über erfahren konnte. Denn die Fremde schien sich durchaus nicht

nach Verkehr und Geselligkeit zu sehnen, hielt sich sehr zurück und gab nach einigen Tagen auch ihre Hotelwohnung auf, um in der König-Karl-Straße bei einer alleinstehenden Dame eine Wohnung zu mieten. Da sie längere Zeit zu bleiben gedachte, erklärte sie dem Hoteldirektor, ziehe sie die Zwanglosigkeit und Angestörtheit einer Privatwohnung vor. Obgleich sie allem Anschein nach sehr vermögend sein mußte, vermied sie doch jeden Aufwand und erschien stets in schwarzer, einfach vornehmer Kleidung, die ihrer schlanken, wohlgebildeten Figur vorzüglich anstand. Daß sie Witwe war, erfuhr man bald, auch daß ihr Gatte im Feldzug gefallen war. Damit mußte man sich begnügen, denn Frau von Zellberg war äußerst zurückhaltend und verstand es geschickt, neugierigen Fragen, denen sie ja bei ihrem gelegentlichen Aufenthalt im Kursaale nicht entgehen konnte, auszuweichen. Ihr Mittagsmahl nahm sie nach wie vor in dem Hotel

ein, in dem sie zuerst Quartier genommen, doch sie wußte es einzurichten, daß sie mit zwei älteren Damen, die dieselbe Zurückhaltung übten wie sie selbst, ein Tischchen für sich erhielt.

Zu den Veranstaltungen der Kurverwaltung erschien sie nur selten. Und Einladungen aus den Kreisen der Gesellschaft zu Ausflügen und dergleichen lehnte sie stets kühl, wenn auch höflich ab. Dafür sah man sie jeden Morgen in aller Frühe ihre Wohnung verlassen und die Richtung nach dem Walde



Deutsche Kriegsbeute: Riesenrohre russischer 28-cm-Geschütze aus der Festung Nowo-Georgiewsk. Die zerlegten Geschütze befanden sich auf dem Transport nach einem Festungswerk, als die Feste in deutsche Hände fiel.

einschlagen, ehe noch das Kurleben erwachte, zu einer Zeit, da erst wenige Personen die Straßen der Stadt belebten, ein Buch in der Hand, mit einem Ledertäschchen versehen, in der sie einen Morgenimbisß mitführte. Denn gewöhnlich kehrte sie erst um die Mittagszeit wieder zurück. „Ein weiblicher Sonderling“,

meinten die Leute, und die Herren ärgerten sich, daß ihre vielfachen Annäherungsversuche an die ernste schöne Frau so ohne allen Erfolg blieben.

Frau von Zellberg schien sich aber wenig darum zu kümmern, was man von ihr hielt oder sprach; sie blieb ihrem zurückgezogenen Leben treu. Als sie eines Morgens in aller Frühe ihren gewohnten Waldspaziergang machte, hoch droben im Walde, wo an einem versteckten Plätzchen eine Bank stand, auf der sie stundenlang zu sitzen und zu lesen pflegte, bemerkte sie zu ihrer unangenehmen Überraschung, daß dort bereits jemand Platz genommen hatte. Zum ersten Male seit sie hier fast jeden Morgen hinaufstieg, war dies geschehen. Als sie die Bank erreicht hatte, sah sie, daß es ein Offizier in Feldgrau war, der sich dort niedergelassen hatte. Und sie sah auch sofort, daß es ein im Kriege Verletzter war, denn der rechte Armel seines Rockes hing leer und schlaff herab — der rechte Arm fehlte ihm. Er mochte das Mißvergnügen, das sich auf den Zügen der Dame malte, bemerkt und auf seine Weise gedeutet haben, denn er erhob sich sofort, legte die linke Hand an den Mähertrand und sagte mit einem leisen Vibrieren in der Stimme: „Gnädige Frau — wenn meine Gegenwart Sie stört — ich mache gern Platz.“ Und er schied sich an, den Weg, den sie heraufgestiegen, einzuschlagen.

Sie errötete flüchtig und legte leicht die Hand auf den Arm des Offiziers: „Nein — bitte, Sie stören mich durchaus nicht. Ich war nur im ersten Augenblick etwas überrascht, daß dies ganz verborgene Plätzchen auch einmal von einem andern aufgefunden worden ist, nachdem ich in den vierzehn Tagen, die ich hier fast täglich weile, immer allein war.“

Er zögerte eine Weile, nahm aber dann doch auf eine nochmalige einladende Handbewegung der Dame wieder seinen Platz ein. Aber er schwieg und sah vorsonnen in die grüne Wildnis vor sich, ohne sich anscheinend um seine Nachbarin weiter zu kümmern, die ihr Buch aufschlug und zu lesen versuchte. Aber sie konnte ihre Augen nicht auf dem Papier festhalten, sie erhob sich immer wieder und streiften verstoßen den Feldgrauen am andern Ende der Bank. Er mochte etwas über den Dreißigen sein, wenn auch die Blässe seines Gesichts und die Schatten, die jetzt um Mund und Augen lagen, ihn etwas älter erscheinen ließen. Ein kleiner, dunkler Schnurrbart bedeckte die Oberlippe, leicht geträufeltes braunes Haar drängte sich unter der flachen, grauen Feldmütze hervor. Der ganze Eindruck des Mannes, das gestand sich Frau von Zellberg, war ein recht sympathischer; ein leiser, weher Zug, der hin und wieder auf Sekunden sich um seine Mundwinkel legte, erhöhte bei ihr dieses Gefühl der Sympathie, das sie unwillkürlich für ihren schweigsamen Nachbar empfand. Und sie hatte das Empfinden, daß der Mann neben ihr wohl schon Schweres durchgemacht haben mochte, nicht nur auf dem Schlachtfelde, auch wohl sonst schon im Leben. —

Frau von Zellberg war schon kurz nach Beginn des Krieges Witwe geworden. Ihr Mann, der Besitzer einer der größten Maschinenfabriken Südwestdeutschlands, war als Reservelieutenant ins Feld gerückt und bei einem nächtlichen Vorpostengefecht gefallen. Nun war sie alleinige Herrin über das große Besitztum, da nähere Verwandte ihres Mannes nicht vorhanden waren. Sie selbst war Witwe. Sie hatte die Nachricht seines Todes mit einigem Erschrecken, aber doch ohne tiefere, nachhaltigere Gemütsbewegung empfangen, denn ihre Ehe war höchst unglücklich gewesen. Sie hatte den Mann geheiratet, weil sie keinen Grund sah, diese äußerlich glänzende Heirat auszuschlagen, weil ihr Herz damals noch unberührt gewesen und sie wirklich ehrlich glaubte, glücklich werden zu können. Sie kannte ihren Mann eben nicht, sie lernte ihn erst kennen nach der Eheschließung, und da begannen die bittersten und schwersten Enttäuschungen ihres Lebens. Sie lernte ihren Mann bald als einen krassen Egoisten kennen, dem das eigene Ich über alles ging, der für sie und ihre Individualität gar kein Verständnis zeigte und sich auch nie die Mühe gab, ihr seelisch näher zu kommen. Er kümmerte sich um seine Mitmenschen überhaupt nur insofern, als er sie seinen Zwecken dienstbar machen konnte. Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Angestellten war denn auch ein sehr ungünstiges; es kam wiederholt zu schweren Zusammenstößen und selbst zu Arbeitseinstellungen seines Personals, da er ihren berechtigten Forderungen gegenüber stets auf den Standpunkt schroffster Ablehnung stellte. Sie hatte in dem warmherzigen Bestreben, ein besseres Verhältnis zwischen den beiden streitenden Parteien herbeizuführen, wiederholt zu vermitteln gesucht, war aber von ihrem Manne immer ärgerlich mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, sich nicht um Sachen zu kümmern, die sie nichts angingen. Das verletzte sie, denn sie wäre so gern die Kameradin, die Mitarbeiterin ihres Mannes gewesen. Sie fühlte sich zuletzt immer einsamer, um so mehr, als ihr Mann sie bald zu vernachlässigen begann und oft tagelang in der Residenz weilte, angeb-

lich in Geschäften, aber seine Bekannten, die die einsame hin und wieder besuchten, waren so gefällig, ihr ungefragt zuteilen, daß er dort die Tage und Nächte in lustiger Gesellschaft und in einem Klub zubrachte, von dem allgemein bekannt war, daß dort sehr hoch gespielt wurde und oft Vermögen in wenigen Stunden gewonnen und verloren wurden.

„Warum hast du mich eigentlich geheiratet?“ hatte sie eines Tages bitter gefragt, „wenn ich dir doch nichts sein kann, nichts sein soll, da du mein ehrliches Entgegenkommen und meine Werben um dein Vertrauen stets zurückgewiesen hast?“

Da hatte er gelacht: „Warum? Kleine Naive — um schöne Frau zu haben, die mein Haus repräsentieren könnte, alle meine Freunde beneiden mich um meine Eroberung.“

Und als sie sich verletzt und niedergeschlagen abwandte, fuhr er ärgerlich und ungeduldig hinzugesagt: „Was willst du eigentlich? Hast du nicht alles, was eine Frau befriedigen kann: Reichliche Dienerschaft, Pferde, Wagen, Auto, deine Toilette kannst du aus dem ersten Atelier der Residenz beziehen — was verlangst du denn noch?“

„Ein Herz, eine Heimat — wo ich wirklich zu Hause bin, Herz und Seele“, hatte es in ihr aufgeschrien, aber sie hatte nicht ausgesprochen. —

Und als er ins Feld mußte, hatte es auch nur einen flüchtigen Abschied von seiner Seite gegeben. „Nur keine Sentimentalitäten“, meinte er, während er in das Auto stieg, das ihn zur Bahnstation bringen sollte. „Entweder ich komme zurück, ich komme nicht zurück. Dann gehört dir ja alles. Also du versorgt und brauchst dir keine Gedanken zu machen. Und will ich mit meinen Freunden in der Residenz noch einmal zusammen sein. Ich weiß, es ist nicht dein Geschmack, sonst hätte ich dich eingeladen, mitzugehen. Adieu also.“

Damit war er geschieden. Und dann kam eines Tages Nachricht seines Todes. —

Soweit war sie in ihren Erinnerungen gekommen, die in der Nacht in ihr aufgestiegen waren. Sie hatte noch immer das Bild aufgeschlagen in ihrem Schoße liegen, obgleich sie nicht las. Sie schreckte sie auf aus ihrem Sinnen. Der Offizier hatte sich erhoben, grüßte kurz, höflich und schritt den Weg zur Stadt hin.

Sie folgte ihm mit den Augen, bis das Gebüsch ihn im Blick entzog. Sie wandte sich wieder ihrem Buche zu und versuchte weiter zu lesen. Aber sie kam über dieselbe Seite nicht hinaus. Es war eine Unruhe in ihr, über deren Ursache sie nicht klar werden konnte. Immer schaute ihr aus den Blättern das leidensvolle Antlitz des Offiziers entgegen. Sie schlug das Buch schließlich zu, erhob sich und wanderte auf stillen Wegen kreuz und quer, bis ein Blick auf die Uhr ihr zeigte, daß es Zeit war, zurückzukehren. —

Als Frau von Zellberg am nächsten Morgen ihren gewohnten Gang antreten wollte, hinderte ein plötzlich einsetzender heftiger Regen sie daran. So ging sie später in den Kurpark, wo sie seitener Gast war. Ihre Augen schweiften prüfend über Menge, aber er war nicht da. Und doch hatte nur der heilige Wunsch, den Verwundeten wiederzusehen, sie hergeführt.

Der Regen hielt auch die folgenden Tage an, und Frau von Zellberg hielt sich darum meistens in ihrer Wohnung auf, lange aufgeschobene Korrespondenzen zu erledigen. Der alte Proturist hatte einstweilen die Leitung der Fabrik übernommen, die nach kurzem Stillstand bei Ausbruch des Krieges wieder beschäftigt war, indem sie Heeresbedarf lieferte. Sie hatte vorgeschlagen, sich mit dem ganzen Betrieb eingehend bekannt zu machen, um selbst die oberste Leitung in die Hand zu nehmen. Sie wußte allerdings noch nicht, ob ihr das gelingen und Aufgabe nicht über ihre Kräfte gehen würde. Aber den ernsten Willen dazu besaß sie. Und nun gab es mancherlei zu erledigenden Anfragen zu beantworten, Anordnungen zu treffen, die zu prüfen, die der bewährte Proturist, dem sie voll vertrauen durfte, ihr unterbreitete.

Endlich am vierten Tage konnte sie ihren gewohnten Waldspaziergang wieder ausführen. Während sie langsam den Weg aufwärts durch den Wald schritt, eilten ihre Gedanken vorwärts zu der Bank an dem stillen, versteckten Plätzchen. Ob der Verwundete wohl wieder dort sein würde? Oder hielt er sich in der Annahme, sie zu stören?

Es schien fast das letztere, denn die Bank war leer. Und erschien auch nicht, so oft sie auch ihre Augen den Pfad hin wandern ließ, den er kommen mußte. Sie mußte sich eingestehen, daß sein Fernbleiben sie enttäuschte. Dann wurde sie über sich selbst ärgerlich. Was ging sie dieser fremde Herr, den sie zum erstenmal in ihrem Leben gesehen, eigentlich an? Und sie nahm ihr Buch und vertiefte sich in Meister Scheffels Geschichte des Mönch Eckehard und der schönen, klugen Herzogin Hadwig von Schwaben. Sie hatte diese Erzählung schon vor Jahren ein-

lesen; als sie dieselbe aber in einem Buchladen ausgelegt sah, entdeckte sie die Lust an, jene Gestalten und Bilder vergangener Tage noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen.

Während sie las, schreckte sie plötzlich auf: das Geräusch von Schritten wurde vernehmbar. Jemand kam den Weg herauf, der sie eben gekommen. Noch verdeckte ihn das dicke Gebüsch, das sie ahnte, wer es sei. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Aber der Kommende die Dame auf der Bank gewahrte, blieb er einen Augenblick wie zögernd stehen und schien wieder umkehren zu wollen. Aber da trafen sich ihre Blicke, und der Mann meinte den Augen der Frau eine leise Bitte zu lesen: „So bleib doch! Schide dich nicht weg.“ — Da trat er grüßend näher und setzte sich auf die Bank neben ihr.

Sie nahm das Buch wieder auf und gab sich den Anschein zu lesen. Aber sie las nicht. Sie horchte, ob nicht ein Wort, eine Bemerkung von ihrem Nachbar kam. Aber sein Schweigen hielt sie auf dem Fuß.

Da wendete sie verstohlen den Kopf, um einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht werfen zu können. Aber rasch senkte sie die Augen wieder auf das Buch, während eine Blutwelle über ihre Wangen flog — denn just in demselben Augenblick hatte auch der Nachbar den Kopf gewandt, und ihre Blicke begegneten sich.

Er mochte doch wohl fühlen, daß sein stummes Dastehen die Dame möglicherweise zu für ihn ungünstigen Schlüssen verleiten könnte, denn es machte doch wohl den Anschein der Unbeholfenheit.

„Stieß den Stod plötzlich fest vor sich in den Boden und wendete sich ihr wie in einem raschen Entschlusse zu, sie voll anschauend: „Darf ich fragen, was gnädige Frau so eifrig studieren?“

Sie schaute auf und hielt ihm lächelnd die Titelseite des Buches entgegen: „Eckehard — wie Sie sehen.“

Er nickte. „Ich kenne das Werk auch, habe es vor vielen Jahren mit lebhaftem Interesse gelesen, und es störte meine Teilnahme an den Geschehnissen der darin lebenden und leidenden Personen nicht, daß ich kurz vorher eine Kritik gelesen, die dem Dichter vorwarf, bei der Behandlung der rein historischen Daten nicht ganz an die Wahrheit gehalten zu haben. Aber ich meine, wer ein schönes Buch liest, soll es mit Herz und Seele lesen, nicht mit dem nüchternen, kritischen Verstande und nicht mit dem Voratz, Kritik zu üben. Das soll man den berufsmäßigen Kritikern überlassen. Denn der Dichter war sich wohl selbst bewußt, daß dieses und jenes nicht vor der geschichtlichen Wahrheit stehen könne, aber er fügte es trotzdem ein, weil es seinen Absichten entsprach und zu der Stimmung paßte, die er bei dem Leser hervorrufen wollte. Und einen reinen Genuß von einer Dichtung wird auch nur der haben, der sich allein von der Hand des Dichters führen läßt.“

Sie hatte aufmerksam zugehört und nickte ihm zu: „So empfinde und empfinde auch ich immer. Wie oft wurde mir von der Genuß eines schönen Buches getrübt durch solche nüchternen, sachlichen, aber auch entsetzlich trockenen Bemerkungen von Leuten, die wohl ihre literarische Gelehrsamkeit damit beweisen wollten, daß sie die Dichtung analysierten und zerstückelten und die Mühe gaben, nachzuweisen, daß dies und jenes nicht stimmen könne und der Dichter sich in den Tatsachen geirrt haben müsse. Goethe selbst hat uns den Weg gewiesen: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn.““

Ihr Gespräch wurde gestört durch einen Herrn und eine Dame, die sich ihnen näherten. Sie hatten das Kommen der beiden nicht überhört, und beide erfaßte einen Augenblick die Furcht, daß die Spaziergänger sich zu ihnen gesellen und ihr stilles Beisammensein stören könnten. Nun atmeten sie erleichtert auf, als die Fremden mit höflichem Gruße an ihnen vorbeisritten.

„Ich lese überhaupt mit Vorliebe Geschichten aus längst vergangenen Tagen“, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Ich weiß nicht, ob die Vergangenheit besser war als die Gegenwart, ob das Wort von der guten alten Zeit wirklich wahr ist, aber ich bin in dieser lauten Gegenwartswelt nie recht zu Hause gewesen. Schon als Mädchen —“

Aber sie brach plötzlich ab. Wie kam sie dazu, sich diesem noch ganz fremden Manne gegenüber, von dem sie noch nicht einmal den Namen wußte — denn er hatte sich absichtlich oder unabsichtlich ihr noch nicht vorgestellt —, sich so offen auszusprechen und zu offenbaren?

Er schien feinsüßlich ihre Gedanken zu erraten. Ruhig entgegnete er: „Ich verstehe Sie vollkommen, auch wenn Sie Ihren Empfindungen weiter keine Worte geben. Denn ich empfinde und empfinde in gleichem Sinne. Diese meine romantische Ader, wenn ich so sagen darf, hat mich freilich nicht gehindert, mich einem Berufe zuzuwenden, der recht wenig Zeit läßt für poetischen Träumereien, aber um so mehr Aufmerksamkeit für die Wirklichkeit und nüchternes Rechnen und Überlegen erfordert. Ich hole hierbei gleich Veräumtes nach und gestatte mir, mich

Ihnen als Franz Heiderich, Maschineningenieur, vorzustellen. Das heißt, — eine leichte Bitterkeit klang in seinen Worten durch — „das letztere bin ich gewesen.“

Und ein bezeichnender Blick streifte seinen leeren Rodärmel. „Und warum sagen Sie ‚gewesen‘?“ Sie wußte, was er antworten würde, aber sie stellte mit Absicht diese Frage, um ihn zu einer Aussprache zu veranlassen.

Der scharfe Zug um seine Mundwinkel verstärkte sich. „Für den Einarmigen ist kein Platz mehr in den Konstruktionsbüros der großen Werke.“

Nun hatte sie ihn, wohin sie ihn haben wollte. Und eifrig widersprach sie.

„Sie sehen zu schwarz in die Zukunft, wie das leider die meisten der Bedauernswerten tun, die dem Vaterland einen so schweren Tribut zollen mußten. Wie viele werden so gut wiederhergestellt, daß sie ihren früheren Beruf wieder ausüben können. Man darf nur nicht von vornherein den Glauben verlieren.“

Er hörte zu, ohne zu widersprechen, aber er schüttelte doch mit trübem Lächeln den Kopf.

„Es mag alles so sein, wie Sie sagen“, erwiderte er endlich. „Aber ich gehe von der Ansicht aus, daß künstlicher Ersatz ein lebendes Glied doch nicht zu ersetzen vermag. Und man bleibt doch, was man durch die Verstümmelung geworden — ein Krüppel, dem Mitleid der Welt anheimgestellt.“

„So dürfen Sie nicht reden“, widersprach sie ihm warm. „Sie tun unrecht daran. Ich habe schon mit anderen gesprochen, die noch schlimmer daran waren als Sie. Aber diese waren voll froher Zuversicht, entschlossen, alles daran zu setzen, um ihren Platz, den sie früher besaßen, wieder einnehmen zu können. — Aber ich möchte fast glauben, daß es nicht nur die Erlebnisse des Krieges sind, die Ihnen das Herz schwer und den Sinn trübe gemacht haben. Habe ich recht?“

Und ein Blick so warmer Anteilnahme begegnete seinen in ihren Mienen forschenden Augen, daß seine Züge weicher wurden. Der bittere Zug um seine Mundwinkel verschwand. Schweigend sah er zu Boden, krause Linien mit der Stodspitze in den Sand zeichnend. Sie störte sein Nachsinnen nicht und wartete geduldig, bis er sprechen würde. Mit einem tiefen Atemzuge wandte er sich ihr wieder zu:

„Gnädige Frau — ich habe bis jetzt keinen Menschen zum Vertrauen meines Innenlebens und meiner trüben Lebenserfahrungen gemacht, weil mir bis jetzt eben keiner begegnete, zu dem ich das Vertrauen hätte fassen können, das dazu gehört, einen andern zum Mitwitzer seiner Kämpfe, Leiden und Hoffnungen zu machen. Ich habe alles allein getragen, das Schwere wie das Freudige — des letzteren gab es freilich wenig genug für mich. Doch Ihnen und Ihrer gütigen Teilnahme gegenüber vermag ich nicht mehr die Zurückhaltung zu üben, wie ich sie mir zur Regel machte meinen Mitmenschen gegenüber, weil ich fühle, daß Ihre Teilnahme und Ihr Fragen nicht von müßiger Neugierde eingegeben ist, sondern aus aufrichtig mitleidendem Herzen kommt, und wenn mich meine Menschenkenntnis nicht täuscht, darin sind auch Sie vom Glück bisher nicht verwöhnt worden — das heißt, soweit man unter Glück nicht äußere glänzende Lebensbedingungen versteht.“

Sie nickte nur stumm, und er fuhr fort: „Ich will Ihnen kurz mein Leben klar vor Augen legen. Ich war der einzige Sohn eines kleinen süddeutschen Beamten, der nur den einzigen Ehrgeiz besaß, daß sein Sohn einmal etwas Besseres werden sollte, als er selbst geworden war. Er ließ mich unter den härtesten Entbehrungen für sich selbst das Gymnasium besuchen, später die technische Hochschule in Stuttgart und Hannover. Ich widmete mich, eigenem Triebe und zugleich dem Wunsche des Vaters folgend, dem Studium der Ingenieurwissenschaften und später speziell dem Maschinensach. Ich darf sagen, daß ich gute Zeugnisse erwarb, mein Examen gut bestand. Aber einige Jahre des Hin und Her zu meiner praktischen Ausbildung gehe ich hinweg. Ich war zuletzt in einer der größten Maschinenfabriken in der Konstruktionsabteilung tätig, ich hatte alle Aussicht, zu einem leitenden Posten vorzurücken. Da brach der Krieg aus. Ich hatte früher mein Jahr abgedient, war zum Reserveoffizier gewählt worden und mußte als solcher ins Feld rücken. Ich tat es gern, ich erfüllte mit Freuden meine Pflicht, die schönste, die ein Mann üben kann: im Dienste des Vaterlandes. Mehrere Gefechte und Schlachten machte ich mit, ohne verwundet zu werden. Da wurden wir aus dem Westen nach dem östlichen Kriegsschauplatz transportiert, und dort nahm mir gleich in dem ersten größeren Gefecht eine Granate den Arm weg. — Ich lag längere Zeit dort in einem Feldlazarett, bis ich hierher gesandt wurde. Mein Vater und meine Mutter waren übrigens beide ein Jahr vor dem Kriege kurz hintereinander gestorben. Es war ein schmerzlicher Verlust für mich, konnte ich doch nun den Guten

nicht mehr vergelten, was sie an Liebe und Sorge um mich so reichlich und mit so großen Opfern für sich selbst getan hatten.“

Er schwieg eine Weile und fuhr dann mit wieder umdüstertem Gesicht fort: „Mit all den schönen Plänen und Hoffnungen ist es nun vorbei. Mit der linken Hand richtig zeichnen zu lernen, scheint mir schwer ausführbar. Mit dem Schreiben geht es besser. Ich beteilige mich nämlich schon seit einiger Zeit an einem Schreibkursus für Linkshändige. Jedenfalls erscheint es mir ausgeschlossen, eine Stellung, wie ich sie vor dem Kriege innehatte, wieder ein-

zunehmen. So werde ich nun eben in irgendeiner ganz untergeordneten Stellung anzukommen suchen.“

Er schaute düster vor sich hin.

„Haben Sie denn in Ihrer früheren Wirkungsstätte schon angefragt?“ forschte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Das halte ich für aussichtslos. Unser Chef und Besitzer des Werkes gehört nicht zu denen, die aus reiner Menschenliebe über geringere Leistungen hinwegsehen. Er verlangte von jedem stets die volle, restlose Ausfüllung seines Postens — oder er legte ihm deutlich nahe, daß er in seinem Geschäfte wohl nicht am richtigen Platze sei.“

„Dann versuchen Sie, in eine leitende Stellung zu gelangen, wo Ihre Tätigkeit nicht in Handarbeit besteht, sondern in der Leitung und Beaufsichtigung des Personals.“

„Ich bin nicht so optimistisch, anzunehmen, daß man gerade mir einen solchen Posten vorbehalten hat. Wenn ich auch — er sprach es leise, als scheue er sich, seine Fähigkeiten besonders hervorzuheben — wenn ich auch in stande wäre, selbst ein großes Unternehmen zielbewußt zu leiten. Doch das sind Schwärmereien.“

„Sie dürfen nicht so mutlos sein, Sie müssen mehr Zutrauen zu sich selbst haben. Und ich glaube, das wird auch der Fall sein, wenn Sie sich erst in Ihre Lage gefunden haben werden. Jetzt ist Ihnen noch alles neu, und Sie sehen gewiß manches trüber an, als es in Wirklichkeit ist.“

Sie hatten sich beide erhoben während der letzten Worte und schritten nun nebeneinander durch den Wald, der Stadt. Und Frau von Zellberg dachte bei sich, daß sie hier vielleicht den passenden Leiter ihrer Fabrik gefunden habe, denn ihr Protokoll hatte keine Neigung, diesen Posten zu übernehmen. Er war schon vorgerückten Jahren und gedachte sich bald ganz zur Ruhe zu setzen. Aber sie vermied es feinfühlig, jetzt schon zu ihrer Begleiter darüber zu sprechen. Sie wollte nicht den Eindruck erwecken, als biete sie ihm die Stellung aus Mitleid an. Ne-

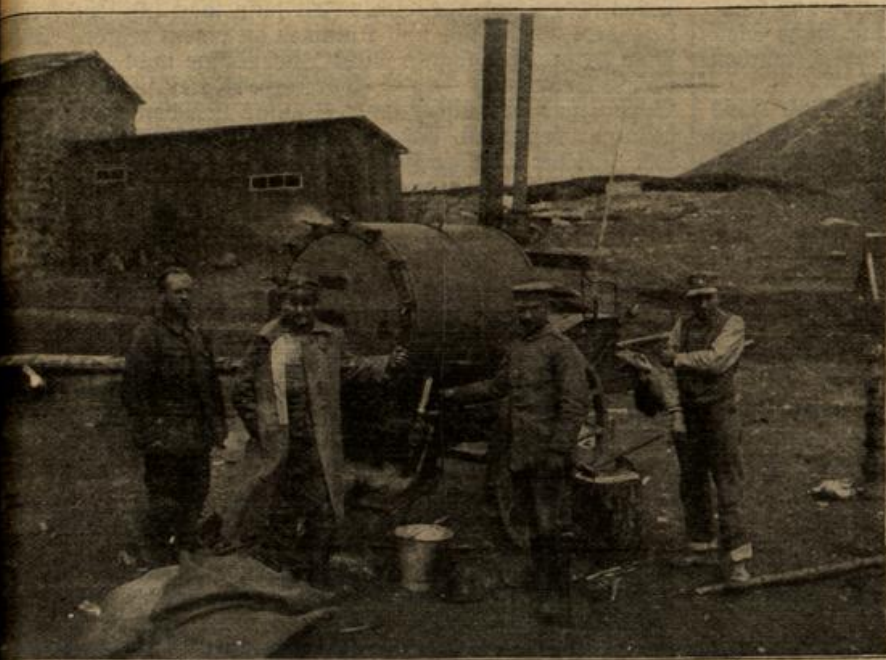


Das erste Zusammentreffen mit den Bulgaren. Gezeichnet von Walter Strytchöck. (Mit Text.)

von der Bedeutung Wildbads findet: trauliche Ruhe, stille Frieden der Natur und darum auch wahre Erholung für den der um deswillen solch ein Plätzchen aufsucht, nicht, weil er nur die Mode, seine Finanzlage und gesellschaftliche Verpflichtungen von ihm fordern.“

Er hatte währenddem nach der Uhr gesehen. „Sie haben recht, gnädige Frau, auch ich fand mich in den ersten Tagen hier schon heimisch, als sei ich schon lange hier gewesen. — Doch Sie verzeihen — ich muß mich verabschieden — die ärztliche Sprechstunde für mich ist gekommen.“

nur das nie — Denn d war das le te, was die so schwe Heingefun ten ertrug Sie war an eine Ste gekommen wo man an schen mächt gen Tann hindurch d schöne Städ chen frei w sichliegen s Gegenüber aber troch Schienen Strang der Bergbahn d Höhe hina Ein leicht blaffer Schla er lag üb dem Lan schaftsbild und ließ d Farben za ineinander verfließen. „Wie sch ist es hier rief Frau v Zellberg au indem sie m leuchtende Augen d Panoram betrachte — „Ich fre mich, daß schließlich w ter den dr oder vier W dem, un denen ich die Wahl ste te, Wildba ausgesucht habe. Ma vermisst hier nichts, was auch der wöhnteste über Badebesuch verlangen v könnte, daß W aber hat ma etwas, wa man nicht nend allen Bädern n lieb Er ab g d g nite Er nlic word schie



Körperfürsorge im Hochgebirgskrieg: Eine fahrbare Entlausungsanlage.

Sie schritten noch zusammen den Pfad vollends hinab, um dann bei dem Beginn der Badeanlagen zu trennen. —

Son nun an sah man Frau von Zell- und den Offizier alle Tage zusammen Spaziergänge teils in der Enzpromenade, in den höher gelegenen Wäldern auf. Ein inneres Gefühl zog die beiden Menschen zueinander hin, ein Gefühl, über sie sich noch keine Rechenschaft zu geben vermochten, das aber, wie sie immer deutlicher empfanden, über eine bloße Sympathie hinausging.



Ein Kriegsgefangener als Nobel-Preissträger. (Mit Text.)

Er warb nicht in Worten um sie, aber seine Augen redeten eine deutliche Sprache, und sie lag die ihren nicht nieder, sie schaute ihn lächelnd und frei an, stilllich wie ein Kind, dem das Leben, ersehnte Geschenk endlich worden, und ihre Hand lag beim Abschied lange in der seinen. —



Der deutsche Fliegerleutnant Zimmelman. (Mit Text.)

Sie waren währenddem die Enzpromenade hinaufgegangen; da es noch früh am Tage war, störten keine andern Spaziergänger ihr Beisammensein. Nun blieb sie plötzlich stehen und

zu befestigen und ihm Halt zu geben.

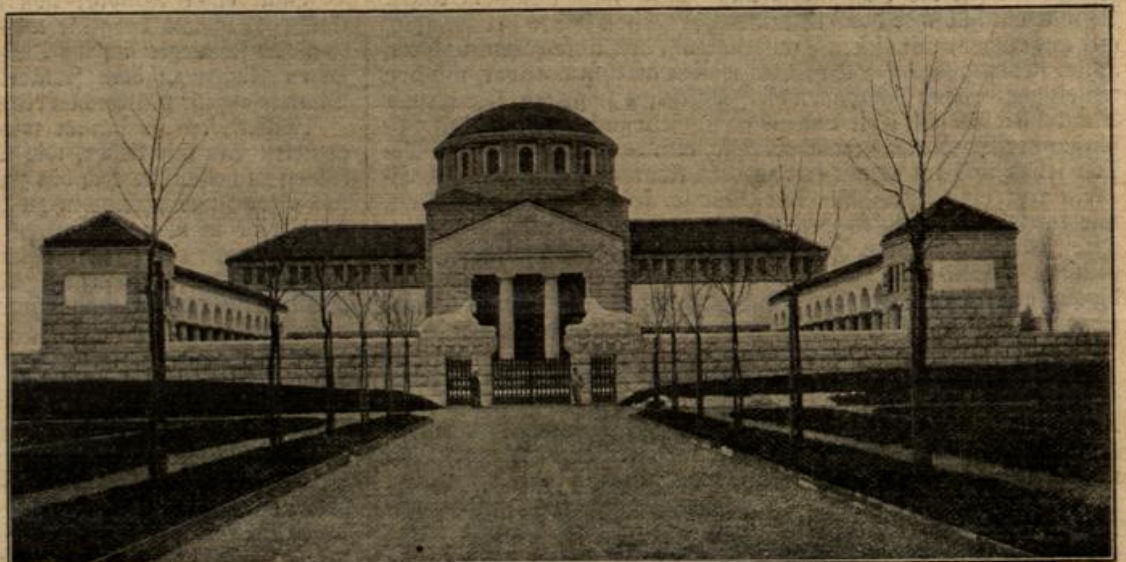
Ein Berliner Orthopäde, an den ihn sein Arzt gewiesen, hatte das Werk vollbracht. Ja, er hatte sogar mit der neuen rechten Hand schreiben gelernt. — Er meinte, die Schrift sei wohl noch etwas steif, aber Übung werde darin bald Besserung schaffen. — Er hatte gar nichts davon erwähnt, er hätte sie gern überraschen wollen. Sein Selbstvertrauen sei wieder gewachsen, und er gedente nun doch, wenn er ganz hergestellt sei und der Arzt ihn entlasse, sich um einen selbständigen, womöglich leitenden Posten zu bewerben.

Sie waren währenddem die Enzpromenade hinaufgegangen; da es noch früh am Tage war, störten keine andern Spaziergänger ihr Beisammensein. Nun blieb sie plötzlich stehen und

Als er eines Morgens wieder mit ihr zusammentraf, blieb sie einen Moment erstaunt, freudig überrascht stehen —: sein rechter Rockärmel hing nicht mehr schlaff und leer herab, ein Arm füllte ihn aus, und die Hand daran, mit einem braunen Handschuh bekleidet, handhabte leicht und sicher den Spazierstock. Er weidete sich an ihrer Überraschung, und dann erzählte er ihr, glücklich über ihre Freude, wie er schon lange in der Stille sich mit diesem Ersatz seines verlorenen Armes geübt. Da er den Arm nicht ganz bis zur Schulter verloren, war es um so leichter gewesen, den künstlichen Arm mit seinen sinnreich erdachten Gelenken



Flieger-Unteroffizier Böhme. (Mit Text.)
Hofphotograph Karl Eberth.



Die Verbrennungsanlage auf dem Zentralfriedhof in Zürich, die während des Weltkriegs vollendet und kürzlich eröffnet wurde. Phot. Leipziger Pressebureau.

schaute ihm lächelnd und glücklich in die wieder so froh und blank gewordenen Augen: „Und wenn ich nun schon eine solche Stellung für Sie hätte — in meinem eigenen Betrieb —, würden Sie nicht Lust haben, dieselbe zu übernehmen?“

Ihre Blicke tauchten ineinander. Er griff nach ihrer Hand und führte sie an seine Lippen. Dann erwiderte er leise und mit einem so weichen Klang in der Stimme, wie sie ihn noch nicht gehört: „Ja — ich würde den Posten übernehmen, wenn — Sie, wenn du mir nicht nur in bezug auf meine geschäftliche Tätigkeit mir bei dir eine Heimstätte bieten willst, sondern auch ein Heim, eine Heimat für mich selbst, für Herz und Seele, wenn du fürs ganze Leben meine liebe, süße Herrin sein willst.“

Und mit Augen und Lippen schenkte sie ihm das ersehnte „Ja!“

Ein Wiedersehen.

Erzählung von M. Kneschke-Schönau. (Nachdruck verb.)

Es war um die Mittagszeit. Am Straßenbahnhof fand soeben der Wechsel der Wagenführer und Schaffner statt, und in dem Anhängewagen der blauen Linie trat eine der neuangestellten Schaffnerinnen ihren Dienst an.

„Ui jegerl! Jetzt wird's richtig! Nun kommen die Weiber daran! Jetzt wird man sich wohl die Schwindsucht an den Hals ärgern können: Lange Haare, kurzer Verstand! Bin gespannt, wie lange das gehen wird!“

Der Herr in der Wagenede, der so wenig Zutrauen zu der neuen Einrichtung verriet, musterte ärgerlich die Schaffnerin, die draußen auf der Plattform stand und die Zahl der Fahrgäste aufschrieb. Ein neben dem Ungnädigen sitzender älterer Herr meinte lächelnd: „Warum denn so grantig gegen die holde Weiblichkeit? Sie sind doch sonst nicht so eingenommen gegen sie.“

„Nein, sonst nicht. Aber Weiber im Dienste! Ne, bleiben Sie mir damit vom Leib! Wir werden's ja erleben, was da alles für Unregelmäßigkeiten, Verzögerungen und womöglich Unglücksfälle vorkommen werden. Mein Trost ist nur, daß sie, ehe sie sich in ihre Obliegenheiten eingearbeitet haben, schon wieder als untauglich abgeschafft sein werden.“

„Wenn Sie sich nur nicht irren. Ich sprach gestern mit einem Herrn von der Leitung, der nur des Lobes voll war über den Vernunft und die leichte Auffassung der eingestellten Frauen. Er erzählte mir, daß es mit der bisherigen Kriegsauswahl an Männern bedeutend schwieriger gewesen sei, und unter hundert Leuten neunzig wieder entlassen werden mußten, weil sie schwerverfällig und ungeschickt waren. Täglich können Sie es erleben, daß bereits seit Wochen im Dienste stehende Männer es noch nicht lernten, während der Fahrt im Wageninnern entlang zu gehen, ohne die Fahrgäste zu umarmeln oder sich ihnen als keineswegs süße Last auf den Schoß zu setzen, von dem Mangel an Auffassungsgabe ganz zu schweigen. Da, sehen Sie mal, wie sicher diese Schaffnerin auf ihrem Platze steht. Wie gewissenhaft sie die Haltestellen abrufft und wie freundlich sie Auskunft gibt. Ne, mein Vester, ich glaube im Gegenteil, der Gedante, Frauen bei der Straßenbahn anzustellen, war so übel nicht. Aber nun guten Tag, ich muß aussteigen!“

Der Grantige in der Ede nickte nur flüchtig und musterte noch immer verdrießlich die neue Beamtin, denn er konnte beim besten Willen nichts an ihrer Amtsleistung aussetzen.

Aber noch ein anderer Fahrgast bekundete eine auffallende Teilnahme für die Schaffnerin und ließ sie nicht aus dem Auge. Es war ein hübscher dunkelhaariger Herr, etwa Mitte der Dreißig, gut angezogen, mit einem Trauerstor um den linken Arm und am Hüte. Eben ging die Schaffnerin wieder an ihm vorüber, um den neueingetragenen Fahrgästen die Fahrscheine zu geben. Ihr grauer Mantel streifte sein Knie und als sie sich jetzt zu dem kleinen Klappfenster der Bordertür herniederneigte, konnte er ihr gerade ins Gesicht sehen und tat es mit fast zu bemerkbarem Eifer. Der Schaffnerin trat eine lichte Röte in das blasse, feingeschnittene Gesicht. Sie runzelte die dunklen Brauen und warf dem Dreisten einen finsternen Blick zu, der nun ihm eine Röte der Verlegenheit in das gebräunte Gesicht trieb. Er öffnete die Lippen, um sich zu entschuldigen, aber schon war die Schaffnerin wieder an ihm vorbeigegangen, ihren Mantel an sich ziehend, daß er ihn nicht streifen sollte.

Der Herr sah ihr unsicher nach.

Diese Ähnlichkeit, diese Ähnlichkeit! dachte er. Aber es kann ja gar nicht sein! Wie sollte Tilda, seine Jugendgepielin, die Tochter des vermögenden Baumeisters und spätere Gattin des Geschäftsteilhabers ihres Vaters, des Ingenieurs Doktor Lohmann, in die Lage gekommen sein, einen solchen Posten annehmen zu müssen? Aber genau solch kastanienbraunes Haar, mit widerpenstig auspringenden Stirn- und Nackenlöckchen, hatte Tilda gehabt, und auch solche eigentümlich grüngrauen Augen. Nur daß Tildas Gesicht rund und rosig und nicht so spitz und blaß gewesen, als er sie das letztemal gesehen. Aber freilich, das waren sechs,

sieben Jahre her. In solcher Zeit kann man sich sehr verändern, besonders, wenn Not und Kummer an einem zehren. Und Frau da draußen konnte solche Leidenszüge nicht verleugnen.

„Wilhelmsplatz — Roonstraße!“ rief sie soeben in den Wagen, und der Klang ihrer Stimme ließ den Zweifler bestimmt vermuten, daß er doch die Kindheitsgenossin vor sich sah. Bei der nächsten Haltestelle mußte er aussteigen. Er zögernd und taunte der neben dem Trittbrett stehenden Schaffnerin zu: „Tilda, sind Sie es oder nicht?“ Und als sie jäh das Haupt wegwandte, fügte er hinzu: „Wann und wo kann ich Sie sprechen?“

„Ich bin im Dienste, mein Herr, und habe keine Zeit zu persönlichen Gesprächen. Im übrigen sind Sie auch auf falscher Fährte.“

Damit sprang sie leichtfüßig auf die Plattform, drückte an elektrische Klingel, und fort kante der Wagen.

„Und sie ist es doch!“ sagte der Fremde, ihr nachsehend, dann kurz entschlossen auf den nächsten Schuhmann zuzugewandelt und ihn nach der Leitung der Straßenbahnverwaltung zu fragen, nachdem er die Nummer des soeben verlassenen Wagens und Zeit, in der die Schaffnerin ihn am Straßenbahnhof beständig aufgeschrieben hatte.

Am Nachmittage schon wußte er, daß er sich nicht getraut hatte, sondern daß die Schaffnerin tatsächlich Frau Klottilde Lohmann war und Kamener Straße 104 im Hinterhause drei Treppen wohne. Auf seine Bitte hatte man ihm auch ihre Dienstnummer genannt. Heute konnte er sie nicht mehr auffuchen und mußte seine Ungeduld bis morgen früh zügeln. Die Nacht schloß er ohne Ruhe, denn das Bild der Jugendgepielin, wie es einst gewesen und wie es heute war, wollte ihm nicht aus dem Sinne, und zermarterte sich den Kopf nach der Ursache ihrer jetzigen, scheinend doch sehr dürftigen Verhältnisse.

Am nächsten Morgen um acht Uhr klingelte er an ihrer Tür. Ein etwa fünfjähriges Mädchen öffnete, und durch die geöffnete Tür sah er Frau Doktor Lohmann auf dem Fußboden knien und die braungefärbten Dielen naß aufwischen.

„Tilda!“ rief er, ganz überwältigt von dem Anblick. Sie herauf und ließ die Hand mit dem Scheuerlappen sinken. Eine dunkle Röte stieg ihr ins Gesicht, und sie hob wie abwehrend den Kopf suchend den linken Arm über die Augen. Mit zwei Schritten war er an ihrer Seite.

„Tilda, um Gottes willen, was ist das mit Ihnen, daß Sie so wiederfinden muß! Stehen Sie auf und vertrauen Sie sich dem Jugendfreunde an.“

Aber sie schüttelte heftig den Kopf und wies nach der Tür. „Nein, Tilda, nicht eher gehe ich, bis Sie mir Rede stehen lassen. Ich einen Weg sehe, der Sie aus dieser Lage befreien kann. Ich beschwöre Sie, lassen Sie doch die falsche Scham! Denken Sie an unsere gemeinsame Kindheit und daß mich unsere frühere Freundschaft dazu berechtigt, Ihnen zu helfen.“

Einen Augenblick lang zögerte die Frau noch, dann hob sie entschlossen das Haupt und stand auf, ohne aber die ihr gerade in die Hand des Herrn zu benützen. „Gut, es sei! Wenn es Sie gar so ungestört, von meinem Glend zu hören und sich daran zu weiden, sagte sie, ihn mit kalten Blicken messend.

„Tilda! Verdienest du dieses harte Wort?“ fragte er zurück. „Glauben Sie wirklich, ich hätte es Ihnen nachgetraut, daß Sie damals den vermögenden und feingebildeten Doktor Lohmann dem armen Tischlerlehrling vorzogen?“

Statt einer Antwort ließ sich Klottilde Lohmann auf den Stuhl fallen und barg die weinenden Augen in beiden Händen. Anglicklich schmiegte sich ihr Töchterchen an sie und sah mit funkelnden Augen zu dem fremden Herrn auf, der mit so weicher Stimme auf ihr Mütterchen einsprach, sie aber doch weinen ließ.

„Tilda“, bat er immer wieder. „Weinen Sie doch nicht. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie in diese Lage kamen und wie ich Ihnen zu helfen ist. Ich bin zwar kein reicher Mann, aber so viel um einer Jugendfreundin zu helfen, habe ich, und ich tue alles, was in meinen Kräften steht.“

Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich die schluchzende Frau beruhigt hatte und ihm Rede zu stehen. Und dann erfuhr er, daß der feingebildete und vermögende Herr Doktor ein Spieler und Fälscher geworden und seine Familie ins Unglück gebracht habe. Seit fünf Jahren kämpfte die unglückliche Frau mit der Not um das Leben und hatte mit Schneidern das Brot für sich und ihre Kinder verdient. Da kam der schreckliche Krieg und machte sie brotlos. Und nur der Empfehlung eines Bekannten ihres verstorbenen Vaters hatte sie es zu danken, daß man sie bei der Straßenbahn anstellte, obgleich in erster Linie Reservisten bevorzugt werden sollten und der Andrang sehr groß gewesen wäre.

Erstütert hörte der Herr dieser Erzählung zu und wieder stellte er Vergleiche an zwischen dem reizenden, immer königsblauen Samt gekleideten Kinde, dem schönen, stolzen Mädchen und dieser gebrochenen, vergrämten Frau.

Armes, armes Weib!" murmelte er, ihre Hand erfassend und
 und drügend.
 O, Berthold, ich glaube, ich habe mein Schicksal schon damit
 ernt, daß ich so hochmütig Ihren Antrag ablehnte. Hochmüt
 ist vor dem Fall! Sie hätten mich nicht um mein väterliches
 gebracht, mich nicht im Elend verlassen. Aber der Sohn
 Leimsieders stand der Prinzessin ja nicht an, obgleich —
 Obgleich? O, sprechen Sie weiter! Klotilde!" bat er, ihre
 suchend.
 Obgleich mein Herz anderer Meinung war, wie mein stolzer
 u. Aber ich hab's gebüßt und — büße es noch."
 Mit feuchten Augen sah Berthold Sturm auf die blasse Frau.
 stand vor innerer Bewegung keine Worte. Nur das Kind
 ste er an sein Herz und strich ihm zärtlich über das Locken-
 das ihn so sehr an das der kleinen Tilda erinnerte. Klotilde
 es. Sie nickte und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Es
 meine Jüngste. Die andern sind
 und helfen schon redlich mit das
 verdienen. Um sie ist mir nicht
 e, aber um diese Kleine! Sie ist
 art und — das Leben ist für ein
 loses Weib so rauh, so schwer. Wer
 sich ihrer annehmen, wenn ich
 nicht mehr bin oder nicht mehr
 ten kann?" —
 Mit einem ängstlichen Blick auf die
 brach sie ab. „Verzeihen Sie, Ber-
 e, wenn ich Sie bitte, mich jetzt zu
 lassen. Ich muß in den Dienst und
 er noch das Essen für die Kinder
 gen.“
 Er stand auf. „Klotilde, ich wüßte
 andere, leichtere Stellung für Sie —
 O, die Schaffnerinnenstelle ist nicht
 so schwer", beilte sie sich zu sagen.
 erit sagte ich freilich, ob man nicht
 Spott und der Roheit mancher
 gäste ausgesetzt sein würde. Aber
 begegnet uns im allgemeinen mit
 ung und mit Nachsicht, denn jeder
 wohl fühlen, daß nur die Not und
 urchtbare Kriegszeit uns zu diesem
 trieben. Aber was mir so sauer
 ist, daß ich die Kinder so viel allein
 n muß. Sie werden verwildern —
 Und eben deswegen bitte ich Sie,
 meinen Vorschlag, mit Ihren Kin-
 zu mir zu ziehen und mir die Wirtschaft zu führen, zu über-
 n. Ich habe vor kurzem meine gute, alte Mutter verloren und
 üsse sehr die sorgliche Frauenhand in meinem Hause."
 Und weshalb haben Sie nicht geheiratet?" fragte Klotilde.
 „Muß ich Ihnen das wirklich erst sagen, Tilda?" fragte er
 ed, ihr tief in die Augen sehend. „Der Sohn des Leimsieders
 freilich weder Titel noch hohe Bildung, aber ein treues Herz.
 obgleich es meiner alten Mutter sehnlichster Wunsch war,
 noch als Ehemann zu sehen, konnte ich mich nicht dazu ent-
 schen. Es war immer, als warne mich eine innere Stimme
 uf. Und wie gut ist es, daß ich ihr folgte! Nun habe ich doch
 umsonst gearbeitet und Vaters Geschäft zu einer blühenden
 it fundt ausgebaut. Nun kann das Geld noch Segen stiften. Aber
 wem Sie mir eines noch. Wo ist Ihr Mann?"
 Berthel, geh, sieh mal nach dem Feuer in der Küche," wandte
 Frau Klotilde an das Kind und als es die Stube verlassen,
 und sie leise: „Mein Mann ging nach Amerika und galt jahrlang
 verschollen. Vor einigen Monaten erfuhr ich, daß er im Ge-
 nis als Selbstmörder endete. Wollen Sie nun noch Ihr An-
 ten aufrecht erhalten und der Frau und den Kindern eines
 den Menschen Ihr Haus öffnen?"
 „Erst recht!" erwiderte er fest. „Und nun, Frau Tilda, gehen
 in Ihren Dienst und kündigen Sie ihn noch heute. Und wegen
 Mittagessens, bei dessen Zubereitung ich Sie gestört habe,
 Klotilde Sie sich keine Sorge. Die Kinder werden heute meine
 ihre, und will's Gott, bald meine lieben Hausgenossen sein." —

Es hat alle Jahrhunderte überdauert, und mit gleicher Liebe
 und Andacht hängen wir noch heute an den frommen Gebräuchen,
 wie es unsere Vorfahren getan haben.

Weihnachten ist ursprünglich ein rein kirchliches Fest gewesen,
 es ist aber zu dem schönsten Familienfest geworden. Sein äußeres
 Zeichen, der Christbaum, leuchtet durch die Generationen und
 vereinigt alle in Frieden, welche Naturbande umschlingen.

Neujahrssitte und Weihnachtsitte stehen im innigen Zusam-
 menhange und datieren aus jener Zeit, in welcher der 25. De-
 zember zugleich den Jahreschluß bedeutete, daher das gegen-
 seitige Beschenken.

Die Einführung des Tannenbaumes ist eine deutsche Sitte, die
 sich aber erst im 19. Jahrhundert allmählich Bahn gebrochen hatte.

In England vertrat durch lange Zeit der Mispelzweig und
 die Stechpalme seine Stelle, denen von altersher eine besondere
 Wunderkraft zugeschrieben wurde.

Bei Hofe wurde der Tannenbaum
 durch den Prinzgemahl der Königin
 Viktoria, Albert von Sachsen-Koburg-
 Gotha, im Jahre 1840 eingeführt. Seit
 dieser Zeit prangte in den königlichen
 Gemächern am Weihnachtsabend eine
 Riesentanne, die mit Geschenken im Wert
 von über 200 000 Kr. ausgestattet war.

In Frankreich (Paris) war es eine
 deutsche Prinzessin, die Tochter des Erb-
 großherzogs Ludwig Friedrich von Meck-
 lenburg, Helene, die sich im Jahr 1837
 mit dem Herzog Philipp von Orleans
 vermählt hatte, die am Silvesterabend
 in den Tuilerien einen beleuchteten und
 reich geschmückten Tannenbaum auf-
 stellen ließ. — Populär wurde aber
 erst dieser Brauch im Jahre 1870, als
 die deutschen Truppen vor Paris lagen.
 In Rußland veranstalteten nämlich die
 deutschen Offiziere eine Weihnachtsfeier,
 wobei sie die Kinder des Ortes beschen-
 ten. Anfangs getrauten sich die Dorf-
 bewohner kaum in den Raum, wo die
 Bescherung stattfinden sollte. Zwanzig
 Jahre später zählte man in Paris schon
 über dreitausend Christbäume.

In Rußland fand man bis zu den
 Neunzigerjahren des vorigen Jahrhun-
 derts nur in deutschen Kreisen einen
 Weihnachtsbaum. Dann tauchte er auch

in russischen Adelskreisen vereinzelt auf. Es gibt aber noch einige
 Länderstriche im Zarenreiche, wo das Aufstellen eines Tannen-
 baumes zu Weihnachten mit dem kirchlichen Bann bedroht wird.

Im Jahre 1852 kam ein Farmer auf die Idee, die Tannen-
 bäume aus den Chantillybergen nach Newyork zu exportieren,
 die bei hohen Preisen reizenden Absatz fanden.

Auch in Agypten ist der Weihnachtsbaum nicht mehr un-
 bekannt. Es werden die Tannen aus Osterreich bezogen und
 stehen im Preise von 10 bis 50 Francs.

In China kannte man den Gebrauch erst seit 1887. Im
 Kaiserpalaste zu Peking veranstaltete Graf Waldersee für die
 Honoratioren eine großartige deutsche Weihnachtsfeier, und auch
 die Soldaten nahmen daran teil.

Die originellsten Weihnachtsbäume findet man wohl bei den
 Eskimos. Die Missionare verfertigen solche aus einer langen
 Stange, an der rundherum Tanneureiser festgemacht sind, auf
 denen die Lichter angebracht und Geschenke aufgehängt werden.

In Italien und Agypten ist der Vorbeerbaum an Stelle eines
 Tannenbaumes verwendet, aber in vermögenden deutschen Fa-
 milien ist sehr häufig die importierte Tanne oder Fichte zu finden.

Ganz eigentümliche Bräuche haben die Bauern an der öster-
 reichischen Riviera. Da wird am Weihnachtsabend ein großer
 Wurzelstrunk in Brand gesetzt, dessen Feuer bis zum Dreikönig-
 tag erhalten werden muß, denn würde das Feuer verlöschen,
 bedeutete es ein Unglück in der Wirtschaft.

Es ist auch Sitte, daß sich die Hausbewohner im Hofe ver-
 sammeln und dort die nächsten Nachbarn abwarten, um zusammen
 mit ihnen die Mette zu besuchen.

Ist nun der zuerst Eintretende ein Mann, so ist das kommende
 Jahr ein segensreiches und glückliches. Wäre es ein Weib, so
 würde das Unheil bedeuten.

In Osterreich vertrat bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts
 die Aufstellung der Krippe mit dem Jesukindlein den Tannen-
 baum. Um die Krippe herum waren die Geschenke gruppiert,
 die man heute unter den Weihnachtsbaum legt.

Bezierbild.



Wo ist der Landschaftsmaler?

Das Weihnachtsfest und der Tannenbaum.

Kulturhistorische Skizze von J. Seif. (Nachdruck verb.)

Das Weihnachtsfest und das damit verbundene gegenseitige
 Beschenken ist eine uralte Sitte, die noch von der Juliuszeit
 altgermanischer Zeit ihren Ursprung herleitet.
 Weihnachten ist das seligmachende Fest der Kinder und eine
 ge Zeit für die gesamte Christenheit.

Was nun den geschmückten „Christbaum“, das herrliche Symbol des Festes, betrifft, ist es historisch beglaubigt, daß die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, die Gemahlin des Siegers von Aspern, Erzherzog Karl, diese schöne Sitte aus ihrer deutschen Heimat nach Wien verpflanzt hatte. Am Weihnachtsabend des Jahres 1817 wurde in ihrem Palais auf der Seilerstätte der erste Christbaum in Oesterreich entzündet und die Lichtlein brannten hauptsächlich für den Erzherzog Albrecht, den verewigten Oheim des Kaisers. Erst durch die Erzherzogin Henriette lernte Kaiser Franz diesen Gebrauch kennen und lieben, und von dieser Zeit angefangen hatte der „Christbaum“ seinen Einzug in die Kaiserburg gefunden, aber es dauerte noch lange, bis dieser Gebrauch ein allgemeiner wurde.

In Oesterreich fehlen also dem Tannenbaume noch zwei Jahre zum hundertjährigen Jubiläum seiner Einführung. Allgemein ist aber der Glaube verbreitet, daß dieser schon viel älteren Datums sein müsse.

Unsere Bilder

Das erste Zusammentreffen mit den Bulgaren. Am 26. Oktober spielte sich am Eisernen Tore bei Kladovo ein weltgeschichtliches Ereignis ab: Eine Offizierspatrouille der Zentralmächte traf mit einer bulgarischen Mannpatrouille zusammen, wodurch die erste Verbindung mit der bulgarischen Armee hergestellt und der Krieg, den die Gegner gegogen hatten, endgültig durchbrochen war. Die bulgarische Reiterpatrouille, die jubelnd begrüßt wurde, stand unter der Führung des Leutnants Gadjeff, der früher Militärattache bei der bulgarischen Botschaft in Paris war. Der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der die Bulgaren im Verein mit dem österreichisch-ungarischen General begrüßte, verlieh dem bulgarischen Reiteroffizier das Eiserne Kreuz.

Ein Kriegsgefangener als Nobelpreisträger. Der Nobelpreis für Medizin wurde in diesem Jahr dem Privatdozenten der Ohrenheilkunde an der Wiener Universität Dr. Robert Barany für seine Arbeiten über die Physiologie und Pathologie des Vorhofs des Ohrlabirinth verliehen. Dr. Barany ist seit Kriegsbeginn eingerrückt und seit fünfzehn Monaten in Auslands kriegsgefangen.

Der deutsche Fliegerleutnant Jummelmann, der wegen seiner hervorragenden Leistungen in den Berichten der Obersten Seeresleitung rühmend erwähnt wurde, hat binnen kurzer Zeit 6 englische Flugzeuge, darunter einen Kampfdoppeldecker, aus 4000 m Höhe zum Absturz gebracht.

Flieger-Unteroffizier Böhme holte Ende September an einem Morgen zwei französische Kampfflugzeuge nach vorausgegangenem Luftkampfe in der Nähe Freiburgs herunter; das dritte Flugzeug entkam auf Schweizer Gebiet. Der hochverdiente Flieger erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Allerlei

Ein billiges Weihnachtsgeschenk. Dame: „Was für ein Weihnachtsgeschenk werden Sie diesmal Ihrem Gatten machen?“ — Zweite Dame: „Hundert Zigarren.“ — Erste Dame: „Und was haben Sie dafür bezahlt?“ — Zweite Dame: „Ach, gar nichts! In den letzten paar Monaten habe ich nur jeden Tag eine oder zwei aus Jads Zigarrenliste genommen, er hat das gar nicht gemerkt und wird sich nun sehr über mein kleines Geschenk freuen, besonders über die feine Qualität.“

Die Oper Rinaldo von Georg Friedrich Händel war mit eine der beliebtesten Opern der damaligen Zeit, die in England aufgeführt wurden. Für diese erste bei Walsh in London verlegte Händelsche Oper bekam der Tonbildner von seinem Verleger die lächerlich geringe Summe von 20 Mark gezahlt. Walsh erhielt aber durch den Verkauf der Gesangsnummern aus dieser Oper allein eine Einnahme von 30000 Mark. Als Händel hiervon erfuhr, sagte er zu seinem Verleger: „Wissen Sie, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Lassen Sie uns die Rollen tauschen. Damit auch ich eine so gute Einnahme habe, komponieren Sie die nächste Oper und ich übernehme dann den Verlag und den Verkauf an das Publikum.“

Zweifelhafte Größe. König Philipp IV. von Spanien (1621—65) war ebenso wie sein Vater Philipp III. (1598—1621) nicht in stande, den Bahnen des bei aller Grausamkeit doch starken und zielbewußten Philipp II., seines Großvaters, zu folgen. Unter seiner Regierung riß sich (1640) Portugal von Spanien los, und die langwierigen Kriege gegen die Niederlande und Frankreich hatten keinen anderen Erfolg, als daß die spanischen Finanzen in

einen Zustand völliger Erschöpfung gerieten. Gleichwohl legte sich der Kaiser Regent aus eigener Machtvollkommenheit den Weinamen „der Große“ Als dem Herzog von Medina-Celi, einem altkastilischen Granden von hohem Ansehen, die Sache hinterbracht wurde, äußerte er zu seiner Umgebung: „Herr ist wie ein Loch: je mehr man davon nimmt, desto größer wird es.“

Gemeinnütziges

Alpenweiden werden in warmen Räumen feucht gehalten. Man kann das Wasser vorteilhaft in die Unterseger. Sind die Pflanzen einmal trocken dann kommen die Alpenweiden nicht mehr weiter, sondern sterben in Knollengrunderde.



Das zerstörte Kloster Melk. Im Vordergrund deutsche Soldatengräber.

Rheinische Nuzem
 deln. 300 g Mehl, 25 g Butter, 100 g Zucker, 2 Eigelb, 100 g Dotter, 30 g geschälte Mandeln, einige bittere, gehackt, einige Tropfen Rosenwasser, etwas Branntwein werden auf Backbrett gemischt, 24 Stunden ruhen gelassen, anschließend ausgerollt und in bekannten Mandeln ausgestochen, in goldgelb gebacken und mit Puderzucker bestreut.

Schaumgebäck. Zwei Eigelbe werden zu feinem Schnee geschlagen, 100 g Puderzucker dazu gegeben, dann werden 50 g geschälte süße Mandeln und 100 g Sulfade unter die Masse gemengt, mit dem Teig kleine Häufchen auf ein gebuttertes Blech gelegt, bei sehr schwacher Hitze gebacken. Man kann auch was Kakao unter die Masse rühren, wenn man Schokoladengeschmack

Pfeffertuchen. 2 Pfund Honig werden warm gemacht, dazu kommt 1 Pfund feingestohener Zucker, 1/2 Pfund in 4—5 Teile geschnittene Mandeln, 16 g gestoßener Zimt, 5 g Gewürznelken, die Schale einer Zitrone, 160 g Zitronat, etwas eingemachte Apfelsinenschale, 30 g Pottasche, die in etwas Rum aufgelöst ist, und 3 Pfund Mehl. Das Ganze wird gut verarbeitet, bleibt mindestens eine Nacht stehen, wird dann fingerdick ausgerollt und bei sehr gelinder Hitze gebacken. Noch heiß wird ein Guß darüber gestrichen, worauf der Pfeffertuchen sogleich in Stücken geschnitten wird. Der Guß: 1/2 Pfund Zucker wird mit ein Tasse Wasser unter beständigem Rühren gekocht, bis er fadenziehend wird, worauf er sofort auf den noch heißen Kuchen aufgestrichen wird.

Tannenbaumrätsel.



Die Quertellen bezeichnen:
 1) Einen Fisch. 2) Einen deutschen Fluß. 3) Eine heilige Stadt. 4) Eine Stadt im Söndtal.
 Die mittlere, senkrechte Reihe gibt von oben nach unten den Namen einer Baumgattung.

Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Weihnachts-Bilderrätsel.



Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer: Siena.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.